

Neukölln im Aufbruch

**Text: Anne Lena Möskens
Veröffentlichung: TIP-Redaktion vom 13.05.2011**

Nord-Neukölln ist nicht nur ein Kiez, sondern auch ein Lebensgefühl. Im Wochentakt eröffnen neue Bars und Läden. Noch finden Kreative die Freiräume für ihre Projekte, aber schon werden die Mieten erhöht.



Spekulanten, Alteingesessene und neu Zugezogene handeln gerade die Zukunft des Bezirks aus. Am Anfang hatten sie noch gedacht: **Neukölln?** Wirklich? War die Idee, die sie für einen eigenen Laden hatten, nicht eher etwas, das nach Mitte passte? Aber die Räume in der Sanderstraße waren wie gemacht für **Tasha Arana** und **Diana Durdic**: zwei Eingänge, einer für das Café, einer für den Vintage-Store. Und dann der niedrige Preis! Sie unterschrieben den Mietvertrag. Drei

Monate schufteten sie. Rissen die Decke raus und entdeckten darunter wunderschönen Stuck. Schleppten Kisten voller alter Pornobilder aus dem Keller – vorher war hier ein Erotik-Call-Center mit Fotostudio darunter.

Tasha Arana und Diana Durdic sind das neue Neukölln. Zwei Mädchen Ende 20 mit einer Idee und wenig Kapital. Die bis vor Kurzem nicht viel mehr wussten über die Gegend, als dass sie irgendwie hip ist, jung und kreativ, arm zwar, aber dass sich das gerade ändere. Dass die Stimmung ein bisschen so sein soll wie im New York der 80er. Tasha Arana kniet vor einem Mädchen, das gerade einen geblümten Rock anprobiert, steckt den Saum mit Nadeln ab. Sie ändert die Kleider gleich, wenn etwas nicht passt. Nach sechs Monaten im Sing **Blackbird** sagt Tasha: "Die Hässlichkeit wächst dir ans Herz." Aber es dauerte nicht lange, da klebte auf der Tür zu ihren Toiletten auf einmal dieser Aufkleber: "You are Kiezkiller."

Man kommt derzeit kaum hinterher. Nahezu im Wochentakt machen neue Bars in Neukölln auf. Selbst gestandene Mitte-Leute kommen, zuletzt übernahm Weekend-Besitzer **Marcus Trojan** das **Pigalle** in der Sanderstraße, das ehemalige Bordell bekam ein minimalistisches Innendesign. Und die ersten Anwohner halten es nicht mehr aus. Am **Maybachufer** ist der **Türkenmarkt** zur Touristenattraktion geworden. Seit ein paar Monaten gibt es einen dritten Markttag. Für manche unerträglich. Ihnen reichte der Trubel vor der Tür. Sie klagen jetzt. Die ersten Vermieter wollen ihre Mieten erhöhen, dreist, um 80 Prozent. Am Haus in der Fuldastraße 31/32, direkt am **Weigandufer**, beste Lage, haben die Leute mit wütendem Pinselstrich gemalte Transparente an die Fassaden gehängt: "Gegen Aufwertung und Verdrängung". Ein Protestmarsch zog am 1. Mai über den **Hermannplatz**: "Mieten stoppen".

Die Angst geht um in Neukölln. Man liest darüber an den Häuserwänden, "Kreuzkotze" prangt in fetten weißen Lettern auf einem Dach am **Paul-Lincke-Ufer**, gut zu lesen für alle, die am Kanal entlangflanieren. "Yuppiepack verpiss dich aus Neukölln!" ist an eine Hauswand in der Weserstraße gesprüht, nicht zu übersehen für jeden, der nachts aus dem Ä stolpert oder aus dem **Tier** gegenüber. Flannierstraße statt Pannierstraße, so hat ein Künstler im vergangenen Sommer die Straßenschilder vor dem Freien Neukölln überklebt. **Matthias Merkle** hat die Bar 2005 zusammen mit **Antje Borchardt** eröffnet, weil sie ein Lokal wollten, in das sie selbst gern gehen würden. Gutes Bier, guter Kaffee, gutes Essen.

Zu dem Zeitpunkt lebten sie schon eine Weile dort, waren von Kreuzberg nach Neukölln gezogen, weil sie wieder in einem "normalen Kiez" wohnen wollten, wie Merkle sagt. Er hat gerade einen Teller mit selbst gemachten Bandnudeln in öligem Pesto vor einen Gast gestellt. Jetzt wischt er sich die Hände an der Schürze ab und zündet sich eine Zigarette an. "Neukölln ist für mich der Bezirk, wo sich Berlin am meisten wie eine Großstadt anfühlt", sagt er. Die billigen Call-Shops auf der Karl-Marx-Straße, Imbisse, in denen der Döner nur einen Euro kostet, die Ramschläden, das babylonische Sprachgewirr auf den Straßen, Türken, Araber, Libanesen, Vietnamesen. Deutsche. Dreihunderttausend Einwohner. Arbeitslose, Junkies, Straßengangs. Ein Bezirk, der andere Sorgen hat als die nächste Party oder die nächste Semesterarbeit.

Neukölln war immer ein raues Pflaster. **Kaiser Wilhelm II** hatte den Stadtteil 1912 einst so nennen lassen, um den schlechten Ruf von **Rixdorf**, dem historischen Kern des heutigen Neuköllns, vergessen zu machen. Rixdorf war ein Arbeiterviertel für die ärmeren Bevölkerungsschichten, eine Hochburg der Kleinkriminellen. "Schmuddelviertel" nannte man es damals. "Problemkiez" heißt es heute. Und jetzt wird Neukölln auch noch gentrifiziert. Der Sozialwissenschaftler **Andrej Holm** von der **Humboldt-Universität** beobachtet den Bezirk schon lange. Vor vier Jahren warnte er bereits, dass sich die Gentrifizierung hier in "Lauerstellung" befindet. Heute sagt er: "Im Vergleich zu Prenzlauer Berg oder Friedrichshain ist Neukölln immer noch in der Startphase." Dann erklärt er noch einmal: "Der Kern von Gentrifizierung ist die ökonomische Aufwertung bisher preiswerter Grundstücke, Gewerberäume und Wohnungen."

Den Kiez aufwerten. Hat Matthias Merkle nicht genau das mit dem Freien Neukölln gemacht? Im Erdgeschoss an der Pannier- Ecke Weserstraße war seit den 20er-Jahren eine Kneipe, Otto's Bierhaus hieß sie zuletzt, dann blieb sie ein Jahr lang geschlossen, bis Merkle die Räume entdeckte. "Wir wollten nur eine neue Eckkneipe", sagt er. So wie das Tellstübchen einige Blocks weiter auch mal eine gewesen sein muss, damals in den 70ern, ehe das Publikum alt und die Barhocker speckig wurden. "Wir fühlten uns in dieser Tradition." "Szenelokal", sagt er, wenn er vom Freien Neukölln spricht. Und die Szene – das waren sie. Ihre Adresse hieß am Anfang "Pannierstraße", denn die Weserstraße war bedeutungslos. Eine schmale Einbahnstraße, Kopfsteinpflaster, das die Zeit zu Wellen geformt hat, großflächig mit dunklem Teer geflickt, wo die Schlaglöcher allzu tief waren. Merkle drückt seine Zigarette aus, zieht die Augenbrauen hoch und sagt: "Es ist schön hier." Bäume säumen die Straße. Wie durch einen grünen Tunnel verlässt man den lärmigen Hermannplatz. Die Weserstraße ist eine Straße, auf der die Schritte langsamer werden.

Das war mal anders. Der 39-jährige **Ahmet Sözen** kennt die Weserstraße noch aus einer Zeit, in der man dort besser etwas schneller ging. "Es war dunkel", sagt er. Als er zwölf Jahre alt war, zog seine Familie an den Kottbusser Damm. Und Ahmet kam auf die Heinrich-Heine-Schule in der Rütli-Straße. Ahmets Eltern schickten ihren Sohn in den Ringerverein, damit er stark würde, sich verteidigen könne. Als er älter war, ging er einmal mit den 36Boys mit. Aber er brauchte keine Bande. Vielleicht hatte er auch ein bisschen Glück, dass er zumindest in Kreuzberg wohnte und nicht im **Reuterkiez**. Deswegen schaffte er es vielleicht, Bauingenieur zu werden und einen Job zu finden.

Neukölln im Aufbruch

Nord-Neukölln ist nicht nur ein Kiez, sondern auch ein Lebensgefühl. Im Wochentakt eröffnen neue Bars und Läden. Noch finden Kreative die Freiräume für ihre Projekte, aber schon werden die Mieten erhöht.



Als der kleine Ahmet Anfang der 80er-Jahre mit eingezogenem Kopf die dunkle Weserstraße entlangschlich, machte **Helmut** in der Reuterstraße eine Kneipe auf. "Ja", sagt er, legt den Kopf schief und grinst, "es war wirklich etwas dunkler hier." Er trägt ein ausgewaschenes Eric Clapton Shirt, dazu einen Dreitagebart und das graue Haar zerzaust. Er ist blass, wie einer eben blass ist, der nachts arbeitet. Helmut breitet die Arme aus. "Das hier ist mein Zuhause, hier sind die Leute, die ich kenne, einige ziehen weg." Er zuckt mit den Achseln. "Neue kommen dazu." Und im Moment kommen eine Menge neuer Leute in den **Sandmann**. Studenten zum Beispiel, die für ihre Forschungsarbeiten mit ihm über Gentrifizierung sprechen wollen.

Seit 15 Jahren macht Helmut am Montag eine **Jazz Jam-Session**, seit etwa zwei Jahren kommen die neuen Neuköllner, dann ist die kleine Kneipe hoffnungslos überfüllt. Helmut verdient gut an diesen Montagen. Wenn man ihn an einem anderen Tag hinter dem leeren Tresen stehen sieht, liegt die Vermutung nahe, dass es ohne den Montag den Sandmann vielleicht gar nicht mehr gäbe. Es macht Helmut nichts, dass es nicht die Stammgäste sind, die montags in den Sandmann kommen. "Ich versuche halt, die zu welchen zu machen."

Helmut hat gerade die Aschenbecher vom Vorabend gespült, stapelt sie jetzt zum Trocknen zu Pyramiden aufeinander und erklärt dabei mal kurz das mit der Gentrifizierung: "Meine These ist die", sagt er und atmet einmal tief durch, "ein Kiez muss erst mal richtig unten sein, ehe sich da jemand für interessiert. Dann traut sich die Polizei nicht mehr rein und die Leute ziehen da hin, weil sie Freiräume haben, die sie sonst nirgends finden. Weil man da nachts auch mal mehr Lärm machen kann. Dann werden die Kreativen irgendwann älter, wollen ihre Ruhe, und die Jungen suchen sich neue Orte." Helmut sagt das, wie man diesen Satz sagt: So ist er halt, der Lauf der Dinge. "Das zerstörte Schöneberg nach dem Krieg, Kreuzberg 36, das in den 70er-Jahren zum Ghetto der Gastarbeiter wurde, Mitte und Prenzlauer Berg nach der Wende", Helmut stapelt den letzten Aschenbecher, "**und jetzt ist halt Neukölln dran.**"

Der bekannte Künstler **Phil Collins** hat zusammen mit **Barry Burns** von der noch bekannteren Band Mogwai, dessen Frau **Rachel Burns** und **Sinisa Mitrovic** die Eckkneipe **Das Gift** aufgemacht. Hier lässt sich zwischen holzgetäfelten Wänden vielleicht ein wenig exzessiver feiern, auch wenn man Jackett zur Hornbrille trägt. Andere Lokalitäten machen es nicht viel anders als die Bars in Kreuzberg, aber genauso gut. In der Walpurgisnacht eröffnete der **Damensalon**, der, und das ist noch selten im Reuterkiez, auch ein Club ist. Junge Leute mit Hüten, Vollbärten, zerschlissenen Shirts drängten sich in dem dunklen Keller unter der Bar, tanzten zu bodenständigem Elektro in den Mai.

Doch längst schon werden im Norden Neuköllns die Freiräume nicht mehr nur entdeckt, sie drohen auch schon wieder zu verschwinden. Denn nach den Pionieren kommt der Mainstream. Im **Silver Future** hängt Audrey Hepburn mit aufgeklebtem Schnurrbart an der Wand. Die Wände sind pink, die Sofas grün. Queer soll die Bar sein. Jetzt sitzt draußen eine Art Türsteher und passt auf, dass nicht mehr so viele von denen reinkommen, die nur Voyeure sind.

Matthias Merkle hat nachmittags viel Zeit zwischen den paar Bestellungen im Freien Neukölln. Es gibt WLAN. Im Dunklen sitzen an den Tischen junge Leute vor Macbooks und halten sich stundenlang an einem Cappuccino fest. Es sieht aus wie die Neuköllner Version des **St. Oberholz**. Aber was soll Merkle tun? Er ist einer, der an die Zukunft des Internets glaubt. Er und Mitbetreiberin Antje sind selbst in der Webszene aktiv, sie bloggen. Wie könnten sie dann das WLAN abdrehen? Merkle sitzt draußen, an dem Tisch, der schräg steht auf dem unebenen Bürgersteig. Immer öfter fahren Fahrradrischkas an ihm vorbei und Reisebusse. "Ich würde ja gerne mal in so einem sitzen", sagt er, "und hören, was da erzählt wird."

Die Weserstraße ist ein Zoo. Doch noch ist nicht entschieden, wer im Käfig sitzt und wer die Gaffer sind. Bisher beäugen sie sich gleichermaßen, die Touristen, die Neukölln im Reiseführer gefunden haben, und die, die hier wohnen. "Uns wurde schon oft vorgeworfen, wir seien schuld an der Gentrifizierung", sagt **Maria Richarz**. Es fällt auf den ersten Blick schwer, diesen Satz mit ihr – Leinenhosen, Kapuzenjacke, kurzes Schnittlauchhaar – in Einklang zu bringen. Sie kommt aus der Hausbesetzerszene, das passt, wenn man sie so sieht. Vor sechs Jahren aber gründete sie die **Zwischennutzungsagentur**, die mittlerweile **Coopolis** heißt. Die Agentur vermittelt leer stehende Räume in Neukölln an kreative Nutzer, handelt mit den Vermietern günstige Preise aus und hilft den Neuen bei der Vernetzung.

Angefangen haben sie damit 2005 im Reuterkiez. In Richarz' Büro in der Lenastraße hängt ein Stadtplan, unzählige Stecknadeln sind in die Straßen gepinnt, rot, wo etwas frei ist, blau heißt: vermittelt. Im Reuterkiez stecken viele blaue Nadeln. "Ein Haus ist zum Nutzen da", sagt Richarz. "Wir haben nichts verdrängt hier, sondern in Läden, die leer stehen, Nutzer reingebracht." Sie unterstreicht das Wort "leer" mit einer resoluten Handbewegung. Dann erklärt sie ein paar städteplanerische Grundweisheiten: dass Leerstand nämlich ein Zeichen dafür ist, dass eine Stadt verkommt; dass es Kriminalität gibt, wo niemand da ist und hinschaut. Eine andere Grundweisheit aber ist: Wenn Leerstand verschwindet, ist das ein erstes Zeichen für Gentrifizierung – wenn die neuen Nutzer dort das anbieten, was das zugezogene Klientel braucht: schicke Boutiquen,

Biosupermärkte, teure Cafés. Aber findet man solche Läden in Neukölln? In Tashas und Dianas Sing Blackbird gibt es ein T-Shirt für neun Euro, der Milchkaffee kostet zwei Euro. Die steigenden Preise findet man woanders. Bei Immobilienscout 24 zum Beispiel. Das Wohnungsportal wertete seine Daten aus: 6,30 Euro kostet der Quadratmeter mittlerweile durchschnittlich im Norden von Neukölln: 14 Prozent mehr als im Jahr davor.



Noch werden nur ein paar Pinselstriche gemacht, auch um die neuen Mieten zu rechtfertigen. "Typisch für die Anfangsphase", sagt Gentrifizierungsexperte Holm. Dass Besitzer ihre Häuser zu Luxuskomplexen aufpimpen, passiert bisher nur in Einzelfällen. Noch baut hier niemand Tiefgaragen und vollautomatische Aufzüge. Noch streiten sich bei den immer voller werdenden Wohnungsbesichtigungen relativ arme Leute mit den noch ärmeren.

"Doch mittlerweile", sagt Holm, "hat der Handel mit den Häusern begonnen." Neukölln steht ein Generationswechsel bevor. Die Privatleute, West-Berliner, denen hier viele Immobilien gehören, die vielleicht noch so etwas wie eine emotionale Bindung an den Kiez haben, werden alt. Ob ihre Erben die Häuser behalten werden? Oder verkaufen an Investoren? Fest steht: Das alte Modell ist unter Druck.

"In meiner Straße fahren ständig die **Robben & Wientjes**-Wagen vor", sagt Ralf. Er ist gerade zur Tür reingekommen, als Helmut im Sandmann das erste Bier an diesem ruhigen Dienstagabend anzapft. Ralf stellt schnaufend einen Sack Kartoffeln auf einen Barhocker. "Mach mir doch bitte einen Spezi!" – "Ohne Zitrone?" Ralf nickt. "Mindestens einmal in der Woche zieht jemand um. Das ist vielleicht ein Rein und Raus!" Es sind diese neuen Neuköllner, die mal ein paar Monate hier wohnen wollen, Aufbruchsstimmung schnuppern, und dann wieder gehen. Bei jedem Neubezug kann der Vermieter, still und heimlich, die Miete erhöhen. Vor allem, weil sich mittlerweile immer jemand findet, der sie zahlt, denn in Neukölln ist es immer noch günstiger als anderswo in der Stadt, ganz zu schweigen von anderswo in Europa.

Wegen der günstigen Mieten zog auch Bauingenieur **Ahmet Sözen** vor zehn Jahren in die Nansenstraße, 440 Euro für vier Zimmer. Klar habe er Zweifel gehabt, seine eigenen Kinder in einer Gegend aufwachsen zu lassen, durch die er selbst einst mit geballter Faust in der Tasche lief. "Aber ich dachte mir: Wenn ich immer ganz nah bei ihnen bin, dann funktioniert es." Immer mitgehen auf die Spielplätze und rein in die Elternvertretungen. Heute dauert es ein paar Minuten, ehe Ahmet alle Ehrenämter aufgezählt hat, die er innehält: "Zweiter Vorsitzender in der Arielle-Kita, Zweiter Vorsitzender beim Fußballverein **NFC Rot-Weiß Berlin** am Maybachufer, Beiratsmitglied im **türkischen Ringerverein**, Elternvertreter im **Albert-Schweizer-Gymnasium**, davor sieben Jahre lang Elternvertreter in der **Franz-Schubert-Schule**, da habe ich die Fußball-AG gegründet und die Ringer-AG", er bricht ab, fährt sich mit der Hand durchs Haar, er ist sich nicht ganz sicher, ob er etwas vergessen hat. "Ich mag es, Dinge anzuschubsen", sagt er.

An jedem ersten Montag im Monat geht Ahmet zum Treffen der Elterninitiative. Sie sitzen dann bei Früchtetee in der Rütli-Straße, wo im März 2006 tagelang Ausnahmezustand herrschte: Kamerateams kampierten in ihren Übertragungswagen und warteten darauf, dass die gemeingefährlichen Rütli-Schüler Stühle aus den Fenstern schmissen oder zumindest einen Stein über den Zaun. Mittlerweile haben sich die Schulen und Kitas im Umkreis unter dem Namen "Campus-Rütli" zusammengeschlossen, ein 24-Millionen-Euro-Projekt, das "der heranwachsenden Generation ein umfassendes und integriertes Sozialisations- und Bildungsangebot" bereitstellen will. Sozialarbeiter, Polizisten und neue Lehrer haben das randalierende Klassenzimmer gebändigt. Jetzt wird hier moderne Schule geprobt. Man muss vielleicht nicht anklagen, man muss vielleicht die richtigen Fragen stellen.



"Was wollen wir eigentlich von Berlin? Warum wollen wir hier leben?", sagt Merkle, ehe er wieder in die Küche seiner Bar Freies Neukölln muss.

Die Antworten können dann nach dem Ausschlussprinzip gegeben werden. "Zumindest nicht, weil es überall Starbucks gibt." Und noch gibt es ihn in Neukölln, den ganz normalen Kiez. Man muss nur zwei U-Bahnstationen vom Hermannplatz aus Richtung Süden fahren. **Nadine**, 31 Jahre alt, sitzt an einem Tisch am Fenster im Café der **Werkstadt**, blickt

hinaus auf die Emserstraße. In den hinteren Räumen liegen Ateliers, die sie an Künstler vermieten. "Viele kennen ja nur den Reuterkiez", sagt Nadine. Und eigentlich weiß sie selbst nicht so richtig, ob das nun gut oder schlecht ist. Gut, weil es in den kleinen Straßen rund um den Körnerpark noch so ist wie in der Weserstraße vor sieben Jahren.

Damals zog Nadine, die in Treptow an der Grenze zu Neukölln aufgewachsen war, von ihrer Studenten-WG in Friedrichshain in den Reuterkiez. "In der Wühlischstraße wurde ich das Gefühl nicht los, nicht cool genug zu sein zwischen all den hippen Leuten und schicken Läden", sagt sie und erzählt dann gerne von ihrem ersten Ausflug zum Supermarkt in Neukölln. "Da stand eine Oma mit ihrem Hund auf der Pannierstraße und ging spazieren." Sie macht eine Pause, als läge die Tragweite dieser Beobachtung auf der Hand. "Hier bin ich genau richtig", dachte Nadine in diesem Moment. Jetzt ist sie sich nicht mehr so sicher. Das Dorfgefühl, das sie und so viele in den Großstadtkiezen suchen, spürt sie nicht mehr im Norden Neuköllns, wo sie lebt. Das Dorfgefühl sucht sie jetzt hier im Körnerkiez.

Die Räume vermittelte Maria Richarz von Coopolis und pinnte damit eine weitere blaue Stecknadel in den Stadtplan. "Hier steht so viel leer", sagt Nadine, "hier kann man noch so viel machen." Sie will, dass die Menschen in den Körnerkiez kommen, dass sie hier bei ihnen Kaffee trinken, dass sie die Arbeiten der Künstler anschauen, dass sie sehen, wie schön es in ihrem Kiez ist. Das wollen auch die anderen, die hier leben und arbeiten. "Ich kann ja auch nicht sagen, du darfst das hier nicht machen, aber ich, weil ich zuerst da war", sagt sie, überlegt. "Das wäre arrogant." Sie hat sich mit den anderen Ladeninhabern im Kiez zu den **Körnerkomplizen** zusammengeschlossen, die regelmäßig eine Schnitzeljagd organisieren, eine Art Tag der offenen Tür, bei dem auch die Autowerkstatt um die Ecke mitmacht und der Bäcker, der Friseur und der Schneider.

"Der Zusammenhalt ist wichtig", sagt Nadine. Die Nachbarn kamen zur Tür rein, als sie renovierten. Einer brachte einen alten Stuhl vorbei, ein anderer Ölfarbe aus dem Keller. "Könnt ihr das gebrauchen?" Sie gestalten ihr Dorf. Das ist ihre Chance. Und eigentlich haben sie auch andere Probleme als die Gentrifizierung. Die Spielhallen zum Beispiel, von denen gibt es viel zu viele in der Gegend. Oder Trickbetrüger, die versuchen Geld zu klauen, vor denen sie und die anderen sich dann gegenseitig warnen.

Ralf hat unten in der Reuterstraße inzwischen seinen Kartoffelsack geschultert, ist nach Hause gegangen, und Helmut steht wieder alleine im Sandmann. "Natürlich schaut man da mit einem weinenden Auge drauf, wenn sich der Kiez verändert", sagt Helmut. "Aber vorher hatte ich hier auch ein weinendes Auge. Dass es hier nicht bleiben konnte wie früher, war klar."

Text: **Anne Lena Möskens**